

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofsgasse Nr. 15

Nr. 216.

Pränumerationspreis:
Für Laibach: Ganzj. fl. 8-40;
Anstellung ins Haus wöch. 25 kr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Samstag, 20. Sept. 1879. — Morgen: Matthäus Ev.
Montag: Marius.

Insertionspreis: Ein-
seitige Petitzeile 4 kr., bei
Wiederholungen 3 kr. An-
zeigen bis 5 Seiten 20 kr.

12. Jahrg.

Die Wahlbewegung in Preußen

Ist in ein ganz anderes Fahrwasser gerathen, als ihr die Herren Windhorst und Genossen so gerne zugewiesen hätten. Vor allem hat der schon vor drei Wochen veröffentlichte Wahlaufruf der Conservativen, als der eigentlichen Partei Bismarck's, den Beweis geliefert, daß der Kanzler die Taktik der Centrumpartei durchschaut und daß er eine voreilige staatliche Revision der Waigesetzgebung nicht als das Mittel zur Herbeiführung des Friedens mit Rom anerkennt, weil dieser Weg nach Canossa führt. Der Plan, Preußen mit den extremen Kirchenparteien der Ultramontanen und Orthodoxen zu regieren, war schon gescheitert, ehe er ins Werk gesetzt werden konnte, gescheitert an der Maßlosigkeit dieser Parteien und an dem innern Widerspruche beider Richtungen mit dem modernen Staate. Würden sich die Ultramontanen darüber noch einer Täuschung hingeben: die bekannte Antwort Buttammers auf das Anfinnen der westfälischen Klerikalen müßte sie zur Erkenntnis der wahren Sachlage bringen.

Während sich aber die Regierung abgestoßen fühlt von den übertriebenen Ansprüchen einer Partei, welche sich der Unterstützung des Kanzlers bedienen wollte, um den Liberalismus mit Hilfe der Regierungsgewalt gänzlich zu zermalmen, ohne irgends der Kanzlerpolitik selbst in allen weiteren Angelegenheiten Heeresfolge zu leisten, ist man innerhalb der liberalen Partei Preußens zur Ueberzeugung gekommen, daß Zeit und Umstände nicht danach angehen, Fraktionspolitik zu treiben und hochgespannten fortschrittlichen Wünschen nachzugeben. Das von der Regierungspresse ausgegebene Schlagwort: „Freihandel oder Schutz Zoll“, durch welches man Uneinigkeit in die Reihen der

entschiedenen Liberalen bringen und wenigstens einen Theil derselben auf die gouvernementale Seite des neuen Abgeordnetenhauses ziehen wollte, hat bei der liberalen Bevölkerung und ihren Organen nicht verfangen. Doch hätten vielleicht alle Nachweise der liberalen Presse, daß wirtschaftliche und zollpolitische Fragen nicht vor das Forum des preussischen Abgeordnetenhauses gehören, nicht den erwünschten durchschlagenden Erfolg gehabt, wären nicht die Gegner der Partei mit ihren eigentlichen Plänen allzu voreilig vor die Öffentlichkeit getreten. Nun aber das Geschehen ist, mußte infolge dessen jedermann zur Einsicht kommen, daß es sich im nächsten Abgeordnetenhause zunächst darum handelt, dem geplanten Sturmloos der Reactionäre einen energischen Widerstand entgegenzusetzen. Nicht „Freihandel und Schutz Zoll“, sondern der Ruf „Wider Pfaffen und Junker!“ ist zum glücklich gewählten Lösungsworte der verschiedenen liberalen Fraktionen geworden. Wir sagen „glücklich gewählt“, weil dieser Ruf eine Parole ist, welcher für jede liberale Gruppe mundgerecht ist und gleichwol die kürzeste Bezeichnung dessen enthält, was von den Liberalen Preußens im gegenwärtigen Momente zu allererst ins Auge gefaßt werden muß.

Thatsächlich hat denn auch dieses Lösungswort seine Wirkung nicht verfehlt. Das liberale Bürgerthum wird am 30. d. ungetrennt, d. h. ohne Berücksichtigung der parlamentarischen Fraktionsunterschiede, vor die Wahlurne treten, sei es nun, um die früheren liberalen Abgeordneten neuerdings mit dem Mandate zu betrauen, oder dort, wo die Wiederwahl der früheren Abgeordneten wegen Ablehnung unmöglich ist, durch eine einheitliche Neuwahl einen Beweis ihrer politischen Reife zu geben. Selbst da, wo eine solche Ver-

ständigung noch nicht zu bewerkstelligen war, auch da sind meistens die Führer der Fraktionsgruppen dahin einig, daß die gewählten liberalen Wahlmänner von vornherein ungetrennt für die Kandidaten der Mehrzahl stimmen müssen zur Vermeidung von „engeren Wahlen“, bei welchen die gemeinsamen Gegner ihren Einfluß etwa zugunsten der Minderheit geltend machen könnten.

Bei den vielen und engen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich ist es leicht begreiflich, daß jeder Erfolg der Reaction in Preußen auch die freiheitsfeindlichen Elemente unseres Vaterlandes zu neuen Angriffen auf die liberale Gesetzgebung der letzten Jahre ermuntern müßte. Das ist aber auch Grund genug, uns der Einseitigkeit zu freuen, mit welcher die liberalen Fraktionen Preußens der klerikal-feudalen Liga den Fehdehandschuh vor die Füße werfen. Sie werden im Kampfe nicht unterliegen. Dafür bürgt nicht nur das politisch verständige Vorgehen bei den Wahlvorbereitungen, dafür bürgt auch das maßvolle Programm, in dessen Durchführung die unabhängigen Organe Preußens, mit alleiniger Ausnahme des radicalen Flügels des Fortschrittes, die parlamentarische Aufgabe der nächsten Zukunft erblicken. „Die Gegenwart, wo alle liberalen Erregenschaften der letzten zwölf Jahre vertheidigt werden müssen, ist nicht die Zeit für entschiedene Forderungen. Die Haltung der liberalen Parteien wird meistens auf das Abhalten, auf die Abwehr von Angriffen auf die liberale Gesetzgebung und auf beharrlichen Widerstand gegen die Revisionsbestrebungen der conservativ-klerikalen Coalition beschränkt sein.“ So umschreibt die „Köln. Ztg.“ in treffender Weise die Anforderungen der politischen Situation, indem sie gleichzeitig erklärt, daß die Zeit gekommen erscheine, in welcher sich

Feuilleton.

Klappen.

Erzählung von Ludwig Habicht.
(Schluß.)

Zu seinem Erstaunen fand Wellnau das Haus verschlossen, und auf sein Schellen und Klopfen erhielt er keinen Einlaß. Hatte er sich in der Adresse geirrt? Nein, nein, er konnte sich auf sein gutes Gedächtnis verlassen, und die angegebene Straße hatte einen Namen, der sich leicht behalten ließ. Es war noch dazu das einzige Haus, das in dieser öden Gegend stand.

Der junge Mann konnte nicht begreifen, was das bedeuten sollte. Hatte man ihn und seine Verwandte absichtlich getäuscht und ihn umsonst hieher gelockt, um ihn zu verspotten? Das war unmöglich. Wie noch Lieutenant Wellnau über die seltsame Geschichte nachgrübelte und das Haus von allen Seiten aufmerksam betrachtete, ob sich nicht ein Zeichen bemerken ließ, daß es noch bewohnt sei, gewahrte er, wie aus einem Fenster ein dicker Rauch hervorquoll. Das war Feuer — und ohne Besinnen sprengte er die Thür und drang in das Haus. Er kam noch im letzten entscheidenden Augenblick, um das schwer bedrohte Leben seiner Verwandten zu retten.

Dagegen vermochte die herbeigerufene Feuerwehr das einmal entseffelte Element nicht zu dämpfen, das ohnehin sehr schlecht gebaute Haus brannte bis auf die Mauern nieder.

Seltam genug sollte die rachsüchtige Frau das Verhängnis nur zu rasch erreichen. Wol gelang es ihr, ohne Verfolgung aus der Hauptstadt zu fliehen; aber der Zug, der sie ebenfalls nach Petersburg tragen sollte, entlegte unsern der Grenze, und zu den wenigen Reisenden, die bei der Katastrophe verunglückten, gehörte Frau Müller. Sie kam wol mit dem Leben davon, aber an beiden Beinen und am rechten Arm gebrochen zog man sie aus den Trümmern hervor. In gerechter Vergeltung schien das Schicksal sie jetzt zu derselben hilflosen Lage verurtheilt zu haben, die sie bisher nur in schändlicher Absicht geheuchelt. Ihre Tochter war in der Jugend Kunstreiterin gewesen und kehrte zu ihrem ersten Beruf zurück, dennoch fand sie in Petersburg nicht mehr den Beifall, der ihr vor zehn Jahren dort entgegenjubelte. Um sich die Bewunderung des Publikums wieder zu erringen, wagte Walecka die gefährlichsten Kunststücke, und bei einer dieser verwegenen Leistungen bißte sie das Leben ein.

Frau Müller hatte damit ihre Ernährerin verloren und endete ihr bejammernswerthes, elendes Dasein in einem Petersburger Hospital. Ihr Sohn

tauchte nach verbüßter Haft wieder an einzelnen Orten als falscher Spieler und gefährlicher Abenteuerer auf, bis sich seine Spur von neuem in irgend einer Strafanstalt verlor.

Durch die bitteren Enttäuschungen, die Baron Wellnau sowol wie seine Verwandte erfahren, wurden die Herzen der jungen Leute einander weit näher geführt, und die wunderbare Rettung Magda's durch ihren Vetter vollendete den Bund ihrer Seelen. Nun wußten Sie beide, wie gefahrvoll es ist, sich vom äußern Scheine blenden zu lassen, und daß nur dort ein wahres und inniges Glück entspringen kann, wo die Ehrenhaftigkeit und Treue der Charaktere ein dauernd harmonisches Verhältniß sichern. Aus der so lange bewahrten Knochenhülle einer auf verwandtschaftlichen Banden ruhenden Freundschaft sprang jetzt eine tiefe, innige Liebe, die das Dasein verschönt und allen Wandel überdauert.

Freiherr Graffeldt war glücklich, seinen Dieblingswunsch erfüllt und Magda und Wilhelm als ein wahrhaft zufriedenes, seliges Ehepaar zu sehen, und er ahnte wenig, an welcher geheimen Klippe sein jahrelang gehegter Wunsch beinahe gescheitert wäre.

Der Hergensbund seiner Kinder war in der That sonnig und wolkenlos.

aus dem traditionellen Fraktionswesen eine große liberale Partei des Bürgerthums entwickeln müsse, welche berufen und im Stande ist, die Richtung der Regierung zu bestimmen. Wir können diesem Sage um so freudiger beistimmen, als sich die liberale Partei Oesterreichs dem Schlagworte „Ausöhnung der Nationen“ gegenüber in einer ähnlichen Lage befindet, wie die preussischen Liberalen gegenüber der Losung „Freihandel oder Schutz-zoll.“ Hier wie dort lauert hinter diesen Schlagworten die Reaction. Hier wie dort sind es Klerikale, um feudale Elemente, welche die Parole benutzen und zu einem verhängnisvollen, weil verderblichen Einflusse auf die innere Entwicklung des Staatslebens zu gelangen. Die preussischen Liberalen haben dieses Spiel durchsicht und bereitet und hoffentlich wird auch für Oesterreich noch die Zeit kommen, in welcher eine Vereinigung aller liberalen Elemente ohne Rücksicht auf Nationalität und Wahlbezirk der gedeihlichen Pflege des österreichischen Staatsgedankens eine weit verlässlichere Basis verschafft, als das bloße Schlagwort „Ausöhnung der Nationalitäten“, hinter welchem derzeit noch die anröchigen Geister Klerikaler und feudaler Sonderinteressen ihr Unwesen treiben.

Der Kampf der belgischen Ultramontanen gegen die Staatschule.

Der Kardinal-Erzbischof von Mecheln, Dechamps, hat an die Geistlichkeit seiner Diocese ein Rundschreiben ergehen lassen, das Anweisungen gibt für den Kampf, den die Klerikale Partei auf dem Gebiete der Schule zu führen hat. Zunächst wird den Pfarrern mitgetheilt, daß Malou und der ehemalige Senator Baron Ny an die Spitze der für Brabant und Antwerpen eingerichteten Provinzial-Comités zur Leitung des katholischen Unterrichts getreten sind. Sodann folgen die Weisungen: Jedes Kirchspiel soll und muß im Oktober seine katholische Schule haben. Die Kinder sind unverzüglich in die Register dieser Schule einzuschreiben. Die Eltern müssen gewarnt werden, ihre Kinder in eine Staatschule zu schicken; denn das neue Gesetz ist ein Unglück für alle. Die Pfarrer haben öffentlich bekannt zu machen, daß alle armen Kinder in der katholischen Schule unentgeltlich unterrichtet werden. Da die Lehrer-Bildungsanstalten des Staates noch unchristlicher sind als die Elementarschulen, so sind die Jünglinge, die sich dem Lehrfach widmen wollen, von dem Besuche jener Anstalten dringend abzumahnern und zu den katholischen Normalschulen herüber-zuziehen. Die Pfarrer, welche von den Bürger-

meistern befragt werden, ob sie in der Staatschule Religionsunterricht erteilen wollen, haben darauf zu antworten, daß ihr Gewissen ihnen das nicht erlaube, u. s. w. Davon, daß die unfügamen Lehrer und Lehrerinnen excommunicirt werden sollen, ist nicht ausdrücklich die Rede, wol aber davon, daß diejenigen, welche Umstände wegen, die eine Ausnahme gestatten (hohes Dienstalter und Militärpflichtigkeit), einen „Dispens“ wünschen, sich durch die Pfarrer an den Erzbischof wenden sollen, der sie dann schriftlich bescheiden werde. Daraus wird man wol schließen dürfen, daß alle, die keinen Dispens bekommen, eine Sünde begehen, wenn sie der Staatschule treu bleiben, und daß sie, wenn sie sich der „Gewissenspflicht“ entziehen, der kirchlichen Buße verfallen sind. Was übrigens bei der Bewegung, welche durch die Schulfrage in den Klerus gekommen ist, allgemein auffällt, ist das Schweigen, welches über die congreganistischen Schulbrüder durchaus beobachtet wird: von diesen einst so gefeierten Lehrkräften ist gar keine Rede; die Pfarrer und ihre Vicare sind ganz in den Vordergrund getreten. Mit lauter Stimme laden sie die Lehrer der Staatschulen zum Uebertritt ein, als wenn die katholischen Schulen ihrer Hilfe dringend bedürften. Wehe denen, die dem Vocifer folgen! Nur zu bald werden sie inne werden, daß die Schulbrüder, ihre Rivalen, nichts weniger als beseitigt sind, sondern nur der Stunde harren, wo sie wieder massenhaft in den Unterricht einbrechen, der ja ihre Domäne ist.

Zum Waser'schen Erlasse.

Der Erlaß des Oberlandesgerichtspräsidenten von Graz, Dr. N. v. Waser, dessen absprechende Beurtheilung unserer Mittwochsnnummer das Loß der Confiscation brachte, lautet wörtlich folgendermaßen:

„Aus mehreren an mich gerichteten anonymen Anzeigen, sowie aus den bereits anhängigen Disciplinaruntersuchungen habe ich entnommen, daß auch die richterlichen Beamten, besonders in Bezirken mit einer Bevölkerung verschiedener Nationalität, den politischen Parteibestrebungen nicht ferne bleiben, sondern durch die Theilnahme an politischen Vereinen, durch den Verkehr mit hervorragenden Parteimännern, durch unvorsichtige Aeußerungen in Gasthäusern u. dgl. ihre politische Parteistellung kennzeichnen.

„Weit entfernt, den richterlichen Beamten die Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu beeinträchtigen oder denselben eine selbständige politische Ueberzeugung zu versagen, kann ihnen doch auf

Grund des Gesetzes vom 21. Mai 1868, Nr. 46 R. G. Bl., zur Wahrung des Ansehens und der vollen Unabhängigkeit des Richterstandes nicht gestattet werden, eine prononcierte politische Parteilstellung einzunehmen und dadurch in der Bevölkerung das volle Vertrauen auf eine unparteiische Rechtsprechung zu erschüttern.

„Wenn eine solche Enthaltensamkeit vom Richter als ein Gebot amtlichen Tactes gefordert wird, so wird damit nicht die Berzichtsleistung auf die Ausübung politischer Rechte auferlegt, sondern an eine Beschränkung erinnert, welche in den Pflichten des richterlichen Amtes ihre Begründung findet und welche jeder Richter im Interesse einer geachteten Rechtspflege und im Hinblick auf die Bedingungen seines erhabenen Berufes auch ohne äußere Nöthigung sich selber auferlegen sollte.

„In jedem constitutionellen Staate soll der Richterstand der Felsen sein, an dem sich die Wogen politischer Parteikämpfe brechen, er soll über den Parteien stehen und durch seine objektive und neutrale Haltung keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß vor den Organen des Gesetzes alle Parteien gleiches Recht erlangen, und daß vom Gerichte nur der ausstehenden Gerechtigkeit Ausdruck gegeben werde.

„Die Präsidien der Gerichtshöfe sind gesetzlich verpflichtet (§§ 78 und 90 des kaiserlichen Patentens vom 3. Mai 1853), über die Aufrechterhaltung der Disciplin unter den in ihren Sprengeln fungierenden richterlichen Beamten zu wachen; es obliegt ihnen daher auch die Pflicht, nicht nur die Amtshandlungen dieser Beamten zu kontrollieren, sondern auch auf deren außeramtliches Verhalten und insbesondere auf deren politische Haltung ein aufmerksames Auge zu richten.

„Ich ersuche das löbliche Präsidium, vorkommenden Unregelmäßigkeiten im Amte oder Ausschreitungen außer dem Amte zunächst durch Ermahnungen zu begegnen, nöthigenfalls aber mir Bericht zu erstatten, damit ich in die Lage komme, die Amtshandlung des hiezu gesetzlich berufenen Disciplinarssenates zu veranlassen.“

Wir leugnen nicht, daß der vollständige Wortlaut des Erlasses letzteren doch in einem etwas milderen Lichte erscheinen läßt, als die zuerst in die Oeffentlichkeit gedruckenen Stellen, nach welchen es ganz den Anschein gewann, als ob die richterlichen Beamten zur politischen Meinungslosigkeit verurtheilt werden sollten. Doch können wir auch nicht umhin, zu betonen, daß die Form des betreffenden Actenstückes eine entschieden un-

Fortsetzung in der Beilage.

Madame Ahmed Kassim Bey.

Von Pascal David.

Schwere bleifarbene Wolken hingen gleich grauen Schleiern über Pera, aus den Schleißen des Himmels strömte unaufhaltbarer Regen, die schlecht gepflasterten Straßen und Gassen starrten vor Schmutz. Gleich Schatten der Unterwelt huschten die Fußgänger, durch Mäntel und Kapuzen verummumt, an den Häusern vorbei, und die herrenlosen Hunde, bis an den Hals in tiefe Rothlachen vergraben, stießen ein mißtönendes Klagegeheul aus. Das melancholische Wetter paßte so recht zu dem traurigen Leichenzuge, der sich am Tagim vorbei nach Feritioi bewegte, der letzten Ruhestätte aller Entschlafenen nicht-muhamedanischen Glaubens. Vorauf ein schlichter schwarzer Sarg, von vier Hamalen getragen, hinterher ein weinender alter Mann, ein paar kleine Kinder — das war alles — kein Priester, kein Kreuz, kein Trauergefang, kein Wagen, kein Gefolge — ein merkwürdiger Leichenzug in Pera, der Stadt des Brunkes und Gepränges! Noch starrte ich, in Gedanken versunken, der seltsamen Erscheinung nach, da weckte mich ein heftiger Schlag auf die Schulter, und aufschauend blickte ich in das er-

regte Gesicht meines Freundes Nuri Efendi, eines Arabers von seltener Begabung und außerordentlichen Kenntnissen, der auf der hohen Pforte als Dragoman angestellt war. Das sonst so bleiche Gesicht des lebhaften Südländers glühte in unheimlichem Feuer, gleich brennenden Kohlen blitzten die schwarzen Augen und mit heiserer Stimme rief er mir zu: „Sehen Sie ihn dort, theuerster Efendi, den nichtswürdigen Hund, sehen Sie ihn? Wie ein Verdammter schleicht er einher, wie ein Mörder, den der unheimliche Drang der fluchwürdigen That dazu treibt, unaufhörlich die Spur des Opfers zu umkreisen. Allah ist groß und gerecht, er wird ihn strafen, er wird die unglückliche Chryssontine rächen!“ In stummem Staunen, aus dem Munde des Arabers einen europäischen Mädchennamen zu hören, schaute ich der Richtung nach, die sein ausgestreckter Finger mir angab, und erblickte einen Adjutanten des Sultans, Ahmed Kassim Bey, der in einen langen Offiziersmantel gehüllt, mit emporgeschlagenem Kragen, den Fez tief ins Gesicht gedrückt, gebückten Hauptes dem Trauerzuge nachfolgte. „Was ist's — was soll es — was reden Sie von Ahmed Bey?“ stotterte ich, und „Was es ist?“ rief leidenschaftlich der Araber, „man begräbt jetzt eben Madame

Ahmed Kassim Bey, die von ihrem Manne ermordet worden ist. Kommen Sie mit mir, Bey Efendi, ich will Ihnen die Geschichte erzählen.“

Wir saßen in einem gemüthlichen Studierzimmer. Der Tschibuk dampfte, würziger Glühwein erwärmte unsere erstarrten Glieder, im Ramin knisterten mächtige Holzscheite. Draußen tobte das Ungewitter weiter und klatschend schlugen die schweren Regentropfen gegen die Glasscheiben der Fenster. Nuri Efendi zog träumerisch die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger und begann: Kennen Sie in Galata das kleine Kaffeehaus von Radonitsch, Efendi, dort unten bei Sakis-Agadsch, wo man zum Millet-Zoleffi hinaufsteigt? Nein? Sarar yok, es verschlägt nichts. Unten ist eine Kaffeeschenke, auf dem ersten Stock ein kleines Zimmerchen, in dem der alte Radonitsch an Offiziere und Pfortenbeamte im Geheimen Wein verschenkt. Oft haben wir da gegessen, Ahmed Kassim Bey und ich — ich Unglücklicher, Allah verzeihe mir! Mit Zaubermacht zog es mich hinüber aus dem stillen Stambul und aus meinem friedamen Konak in das kleine Zimmerchen im schmutzigen Galata, Abend für Abend saß ich dort auf einem harten Holzstuhl, der ich zu Hause auf weichem Seidenstuhl ruhen und mich von schönen

glückliche ist. Würde sich der Erlaß einfach damit begnügen haben, zu betonen, daß der Disciplinarrath des Oberlandesgerichtes berechtigt und beauftragt sei, in allen jenen Fällen einzuschreiten, in welchen ein Beamter seinen richterlichen Vertrauensposten zur Betreibung politischer Agitationen mißbraucht, so hätte gegen eine solche Kundgebung schlechterdings kein Einwand erhoben werden können. So aber spricht der Erlaß sich überhaupt gegen die prononcierte Parteistellung des Richters aus und konnte also den Verdacht erwecken, daß jede aktive Theilnahme des Richters am politischen Leben als straffällig betrachtet werden müsse. Was uns aber über die eventuellen Folgen des Erlasses vollständig beruhigt und uns namentlich die Furcht benimmt, daß derselbe je nach der vorhandenen Luftströmung in den oberen Regionen zur Waffe für jedes eben am Ruder befindliche System werden könne, ist der Umstand, daß über die Strafbarkeit der politischen Parteinahme einzelner Mitglieder des Richterstandes nur der Disciplinarrath zu entscheiden hat.

Wenn die praktische Politik und die Consequenzen des Parteilebens von Resolutionsbeschlüssen abhängig wären, könnten die Verfassungsfreunde Oesterreichs Mähe auf ihr Haupt streuen, um angesichts der am 18. d. zu Prag ausgesprochenen Vereinigung der Nationalen und Feudalen sammt klerikalem Anhang Neue und Leid für ihre liberalen Sünden zu erwecken. Unter Vorsitz des Grafen Hohenwart haben nämlich die Herren Fürst Alois Liechtenstein, Wienbacher, Baron Gödel-Bannoy, Fürst Georg Boblowitz, Graf Heinrich Clam-Martiniß, Dr. Nieger, Reithammer, Dr. Julius Gregor, Grochowski und Fürst Czartoryski beschlossen, daß die gesammte Rechte als eine große organisierte Partei in das parlamentarische Leben eingreifen werde. Was? — so fragen wir erstarrt — der fromme Fürst Liechtenstein neben einem Freigeiste wie Dr. Gregor als Mitglied einer und derselben Partei? Was will Saul unter den Propheten? — Nun, es ist ja mit dieser „Partei-Organisation“ nicht so ganz wirklich zu nehmen! Es fällt den Verantwortlichen dieses Conventikels selbst nicht ein, Tschechen und Polen, Klerikale und Feudale an einen Strang spannen zu wollen. Die Rechtspartei soll nach wie vor den Vereinigungspunkt der deutschen Klerikalen und Staatsrechtler bilden, den Polen ebensoviel wie den Tschechen wird eine besondere nationale Extrawurst geboten, und auch dem feudalen Großgrundbesitz soll Gelegenheit gegeben werden, sich als besonderer Klub zu constituieren, für dessen Mitgliedschaft

das Vorhandensein der bekannten blauen Blutkugeln in den Athern als Vorbedingung der Aufnahme zu gelten hätte. Wo man unsere national-klerikalen Abgeordneten einschachteln wird, ist nicht gesagt. Doch dürfte früheren Mittheilungen zufolge ihr Anschluß an den tschechisch-nationalen Klub in Aussicht genommen sein. Wie wir über diese „Coalition der Rechten“ denken, haben wir schon wiederholt erwähnt und stimmten unsere diesbezüglichen Ausführungen ganz mit dem Gedankengange des Leitartikels der „N. fr. Presse“ vom 18. d. M. überein, welcher sagt, daß innerhalb dieser Coalition die Meinungsverschiedenheiten jedenfalls viel ärger sein werden, als innerhalb der Verfassungspartei. Bei dieser treffen wir bloß auf Schattierungen, wie sie in jeder größeren Partei vorkommen und vorkommen müssen, während die Disharmonie in den Ideen jener, welche eine Vereinigung der National-klerikalen und Feudalen anstreben, auf prinzipieller Verschiedenheit beruht. Aber gesetzt auch, es erhöhe sich wirklich eine geschlossene politische Partei unter der Führung des Grafen Hohenwart, dann ist es ganz gewiß mit der vom Grafen Taaffe angestrebten „Mittelpartei“ vorbei. Es wird sich dann naturgemäß eine Coalition der Linken bilden, und dann werden sich zwei compacte Parteilassen gegenüberstellen, mit welchen ein Regieren unmöglich ist.

Vorgestern hat die Regnicolardeputation des ungarischen Reichstages für den Ausgleich mit Ungarn eine Sitzung abgehalten, nach deren Verlauf zu urtheilen, Ungarn gewillt ist, das dem Referenten Markus übertragene schriftliche Elaborat zur Grundlage der mündlichen Verhandlungen zu machen. Auch glaubt man, daß die Verhandlungen keinen acuten politischen Charakter annehmen, sondern sich streng innerhalb der Grenzen der finanziellen Frage ruhig verlaufen werden. Die hauptsächlichsten diesfalls bestehenden Differenzen werden in nachstehender Weise charakterisiert: „Bisher hätte Kroatien für reichsgemeinsame Auslagen, sowie für die mit Ungarn allein gemeinsamen Auslagen (Finanzen, Communicationen etc.) 6½ Prozent leisten sollen. Zur Bestreitung dieser 6½ Prozent lieferte Kroatien 55 Prozent seiner Einnahmen an Ungarn ab. Wenn diese 55 Prozent nicht genügten, müßte Ungarn einfach das Fehlende bezahlen. Kroatien verlangte nunmehr die Auflassung des bisherigen Schlüssels von 93½ zu 6½ Prozent und will einfach ausgeprochen wissen, Kroatien leiste 55 Prozent der eigenen Einnahmen zu den gemeinsamen Ausgaben, wodurch Kroatien niemals als passive Provinz erschiene, was jedoch thatsächlich der Fall ist. Ungarn

dagegen will wieder mindestens auf der prinzipiellen Beibehaltung des bisherigen Schlüssels bestehen; an dem factischen Zustande wird durch keine der beiden Modalitäten etwas geändert. Man glaubt indessen in Pest aus politischen Gründen, an dem jetzigen Schlüssel festhalten zu müssen, ohne durch Subtilitäten den Ausgleich gefährden zu wollen.“

Die russischen Officiösen geben sich alle erdenkliche Mühe, Oesterreich zum Mißtrauen gegen Deutschland aufzustacheln. So knüpft „Nowoje Wremja“ an seine allem Anscheine nach aus den Bureaus der russischen Botschaft in Wien stammende Mittheilung, daß die Reise des Fürsten Bismarck nach Wien den Zweck habe, „dieselbst eine Vereinbarung zu treffen oder auch einen förmlichen Vertrag (?) für den Fall von Mißverständnissen zwischen Deutschland und Frankreich zu schließen“, folgende Glosse: „Die Wiener Regierung hat sich vollkommen gesichert in diplomatischer Hinsicht. Deutschland hat die Garantie für die Gesamtheit und die Unantastbarkeit Oesterreich-Ungarns auf sich genommen, ähnlich wie es einst England liebte, sich für die das ottomanische Reich garantierende Macht auszugeben. Wahrscheinlich wird die Parallele die bekannte Fortsetzung und Abschließung erhalten: wie England Cypern genommen und auf Kleinasien, Syrien und Egypten die Hand gelegt hat, so wird auch Deutschland, wenn die Zeit dazu heranrückt wird, Oesterreich zwingen, mit ihm eine Zoll- und Militär-Convention abzuschließen. Fürst Bismarck reist nach Wien, um dort für den Fall von Mißverständnissen zwischen Deutschland und Frankreich eine Convention mit Oesterreich-Ungarn abzuschließen. Es ist nicht schwer für den pfiffigen Diplomaten, Mißverständnisse zu erzeugen, und auch nicht schwer, sich für einen Freund Oesterreichs gegen Italien, die Slaven und Rußland auszugeben; gehen die durch ihre Weitsichtigkeit bekannten Staatsmänner in Wien in diese Falle, dann wird sich Oesterreich bald in der Situation eines Sachsen, Baiern und anderer Staaten Deutschlands zweiten Ranges sehen.“ — Auf eine Widerlegung dieser gehässigen Notiz einzugehen, ist eigentlich überflüssig. Jedermann weiß, daß ein auf richtiger Erkenntnis der wechselseitigen Interessensolidarität beruhendes österreichisch-deutsches Bündnis für Deutschland viel werthvoller sein muß, als eine Militärconvention im erwähnten Sinne, zu deren zwangsweiser Aufrechterhaltung Deutschland gerade dann ganz und gar unvermögend wäre, wenn es sich um deren Erprobung gegen einen Angriff von außen handeln würde.

Sklavinnen sächeln lassen konnte, und über Gebühr oft leerte ich das Glas mit dem herben türkischen Landwein — nur um aus den Händen der schönen Chryssontine ein neues credenz zu erhalten. Schön war sie, zauber schön! Nicht unseren Araberinnen gleich finster und dunkel wie eine Winternacht, mit versengenden Augen und kohlschwarzem Haar, nein, hellglänzend und mild wie ein erquickender Frühlingstag, mit sanften blauen Augen, mit rosig angehauchten Wangen und blonden weichen Locken. Nimmer, nimmer wird ihr holdes Bild meinem Gedächtnis entschwenden, ewig wird es in meinem Herzen eingegraben bleiben. Sie war die Tochter des alten Radonitsch, in Wien geboren, in einem Erziehungsinstitut der Ursulinerinnen ausgebildet und von ihrer Mutter, einer sehr frommen Frau, ursprünglich zum Eintritt in den Orden dieser Nonnen bestimmt. Doch die Mutter starb, der Vater fallierte und flüchtete mit den Kindern, von denen Chryssontine das älteste war, nach Butarest und später nach Constantinopel. Hier errichtete er das Kaffeehaus, von dem ich Ihnen erzählte, und Chryssontine mußte in dem oberen Zimmer die Gäste bedienen, da der Vater das Geheimnis von der Existenz dieses ausschließlich von vornehmen Orientalen be-

suchten Wein- und Spielzimmers einer fremden Person nicht preisgeben wollte. Das schöne Mädchen brachte uns den Wein und brannte uns die Zigarretten an, zuweilen spielte sie uns auch auf dem Klavier vor und sang mit ihrer süßen Stimme schmeichelnde fränkische Lieder dazu — o, theurer Efendi, das Herz will mir brechen, wenn ich dieser Stunden gedenke, süß wie Träume von Haschischdunst und berauschend wie die Weine vom Libanon! Uns allen hatte die schöne Chryssontine sich ins Herz hineingezaubert und Tag und Nacht trugen wir ihr Bild in den Sinnen herum; sie aber liebte keinen von uns und trieb Kurzweil mit uns allen. Sie lachte über unseren Efsendirock und sagte, in Deutschland trügen nur die Priester so lange schwarze Röcke mit stehendem Kragen, sie lachte über unser Fez und sagte, wir sähen den Klatschrosen in einem Kornfelde gleich, sie verspottete unsere kurzgeschorenen Köpfe und behauptete, dies sei die Frisur der Verbrecher in den europäischen Gefängnissen; mir war alles gleich, ich liebte sie, wie man die Blume liebt, deren Duft uns entzückt, die Lüfte, die uns schmeichlerisch, umsächeln, die goldene Sonne, deren Strahlen uns beleben. Und auch sie — sie liebte mich nicht, aber sie sah mich gern; ihre schönsten Lieder sang

sie mir vor, ihre süßesten Weisen spielte sie mir auf, ihre kleinen Geheimnisse vertraute sie mir an, ich durfte ihr schöne Blumen bringen und seltene Früchte kaufen, ich war ihr Bevorzugter, und die Freunde neckten mich mit ihrer Gunst. So verging eine schöne selige Zeit, bis der Unglückstag herabrach, an dem ich mit Achmed Kassim Bey, der kurz vorher Adjutant des Sultans geworden war, eines Freitags vom Salemlit zurückkehrte. Ein heftiger Regenguß überraschte uns in Galata, der eitle Offizier fürchtete für seine goldgestrickte Uniform, und so führte ich ihn in das kleine Weinzimmer des Café Radonitsch, um dort Flucht vor der Ungunst des Wetters zu suchen. Schwarze Unglücksstunde des Risikets! Von jenem Tage an mochte ich hingehen, wann ich wollte, stets traf ich Achmed Kassim dort. Zimmer saß er in derselben Ecke, auf einem Stuhle zwischen Thür und Fenster, von dem aus er das ganze Zimmer übersehen konnte; er sprach wenig, trant wenig, spielte nie, aber unablässig verfolgten seine dunklen Augen die zierliche Gestalt Chryssontines, wie sie hier mit grazioser Bewegung die wachstuchüberzogenen Tische abwischte, dort einem Gast ein Glas Wein reichte. Und das Feuer seiner Augen blieb nicht unbemerkt, nicht unerwidert.

Vermischtes.

— Hofjagden. Aus Eisenerz, 16. d., wird der „Grazzer Zeitung“ geschrieben: Bei der gestrigen Hofjagd im Weissenbachl (Gemeinde Radmer) wurden 72 Gämse geschossen. Se. Majestät der Kaiser feuerte 14 Schüsse ab, und jedesmal fiel eine Gämse. Eine ähnliche Zahl erlegten Se. Majestät der König von Sachsen und Se. k. und k. Hoheit Kronprinz Rudolf. — Zu den Gästen, welche zu den Hofjagden geladen wurden, gehörten außer den bereits genannten hohen Persönlichkeiten aus der Residenz noch folgende Herren aus Steiermark: Graf Meran, Fürst Liechtenstein, Baron Seckler-Perzinger, Dr. Franz Steyrer, Krauß, Forstmeister der Innerberger Gewerkschaft, und der Pfarrer von Eisenerz, Salender.

— Keine Tuberkulose mehr. Von Zinsbruch aus wird diese freudige, überraschende Kunde der Welt mitgeteilt, und zwar kommt dieselbe aus der Klinik des Professors Prokop v. Rokitanzky, welcher im benzoesauren Natron das souveräne Gegengift gegen die Tuberkulose gefunden haben will. Es wurden mehrere Beispiele von Kranken angeführt, die, bereits sehr herabgekommen, nach kurzem Aufenthalte und Anwendung des genannten Mittels im Spital geheilt entlassen wurden. Die ärztliche Welt wird wol diese Verheißung einer genaueren Prüfung unterziehen, so daß wir bald erfahren, ob und was an dieser Sache ernst zu nehmen.

— Ein interessanter Eheprozeß. Man schreibt uns aus Pest: In der ungarischen Juristenwelt wirbelt folgender Ehetrennungsprozeß ziemlich viel Staub auf: Der Pester Oerrabbiner Albert Stern hatte im Jahre 1873 ein jüdisches Ehepaar nach diesfalls in Ungarn bestehenden jüdischen Ehegesetzen getrennt und, nachdem der Ehemann seiner Gattin den Scheidebrief übergeben hatte, die Erklärung ausgestellt, daß der Mann sofort, die Frau aber nach drei Monaten eine neue Ehe eingehen könne. Da jedoch unterlassen wurde, die nach dem Gesetze vom Jahre 1868, Gesekartikel 54, § 34, erforderliche Einwilligung der weltlichen Behörde zur Ehetrennung einzuholen, hat die Pester Staatsanwaltschaft, und zwar erst im vorigen Jahre, gegen die beiden getrennten Gatten, welche mittlerweile neue Ehen eingegangen, wegen Bigamie, gegen den Oerrabbiner anfangs wegen intellectuellder Urheberschaft an der Bigamie, später bloß wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt die Anklage erhoben.

Während die zweite Instanz, die königliche Tafel in Pest, den Ehemann des Verbrechens der Bigamie und den Oerrabbiner des Mißbrauchs der Amtsgewalt schuldig erkannte und ersteren zu einjähriger Gefängnisstrafe verurtheilte, hat die königliche Curie als oberster Gerichtshof in Uebereinstimmung mit der ersten Instanz sämtliche Angeklagten von dem ihnen zur Last gelegten Verbrechen freigesprochen, dieselben jedoch der Uebertretung gegen öffentliche Vorkehrungen für schuldig erkannt und über den Oerrabbiner eine Geldstrafe von 300 fl., über die getrennten Gatten eine Geldstrafe von je 100 fl., eventuell für je 5 fl. einen Tag Arrest, verhängt. Das Urtheil wird in den Pester Juristenkreisen lebhaft besprochen und hat auch den Pester Oerrabbiner Staatsanwalts-Substituten Dr. Tobias Löw (Sohn eines verstorbenen Oerrabbiners) zur Veröffentlichung einer Kritik veranlaßt, in welcher derselbe gegen die Bestrafung des Oerrabbiners plaidiert.

— Kossuth über die Judenfrage. Ein Professor des serbischen Gymnasiums in Neusatz hat kürzlich Kossuth einen Besuch abgestattet, dessen Resultate jetzt ungarische Blätter mittheilen. Anknüpfend an die Version, daß die Juden den Berliner Congreß und dessen Beschlüsse so sehr beeinflusst haben, erklärte Kossuth, daß er trotz seiner „liberalen“ Prinzipien die volle Emancipation der Juden in allen Ländern, die in kultureller Beziehung zurückgeblieben und in denen die Juden in größerer Anzahl vorhanden sind, nicht billigen könne. Zur Motivierung seiner Ansicht führte Kossuth an, daß die einwandernden Juden sich selbst als fremdes Element betrachten, als ein Element, welches durch kein stärkeres Band an das Land und dessen Institutionen geknüpft wird und das nur bestrebt ist, seine eigenen materiellen Interessen bestens zu fördern... „Die vollständige Emancipation der Juden — führte Kossuth weiter aus — soll insoweit nicht durchgeführt werden, als dieselben sich nicht mit den übrigen Staatsbürgern gesellschaftlich und politisch auf die gleiche Stufe gebracht haben; insoweit nicht, als sie nicht aufhören, sich als fremdes Element zu betrachten. Die volle Emancipation soll nur dann ausgesprochen werden, wenn die Juden sich bloß in religiösen Dingen von den übrigen Staatsbürgern unterscheiden, wie dies thatsächlich in England, Frankreich und Italien der Fall ist.“

— Türkische Kunstgriffe. Aus Serajewo wird dem „Pest. Z.“ geschrieben: „Seit einiger Zeit sollen sich mehrere Fälle ereignet haben, daß einige gegenwärtig unter österreichisch-ungarischer

Regierung amtierende ehemalige türkische Beamten (Kadi), sobald in der ihnen anvertrauten amtlichen Kasse ein ansehnlicher Betrag vorhanden war, sich denselben unter dem einfachen Vorwande, „wir haben so und so viel für unsere Dienstleistung an Sold bei der türkischen Regierung zu fordern,“ herausnahmen und sich damit bezahlt machen wollten. Natürlich wurden dieselben von der bosnischen Gerichtsbehörde eines Besseren belehrt.“

— Fortschritt. Die „Katholiken Deutschlands“ fangen an, bei ihren „Generalversammlungen“ festzusetzen und tischzureden, was sie früher nicht thaten. Das haben sie ohne Zweifel den Liberalen abgeguckt. Aus Nachen berichten die „T. Stimmen,“ daß den dort eben versammelten Katholiken gar süß und saftig getocht worden sei und daß man auch einen Herz und Gemüth erhebenden Tropfen zu trinken bekommen habe: item: „Das Schlüssdiner der katholischen Generalversammlung nahm einen glänzenden Verkauf.“ — Wünschen gute christkatholische Verdauung!

— Fragen ohne Antworten. Der dieswöchentliche „Figaro“ veröffentlicht folgende zeitgemäße Fragen ohne Antworten: „Wie viele Kardinalen muß der Papst noch nach Berlin schicken, bis der Bismarck nach Canossa kommt? Wer hat in Occupationsangelegenheiten weniger zu sprechen, der Reichsrath oder die Delegationen? Welcher Krieg wird früher eintreten, der zwischen Rußland und Oesterreich, oder jener zwischen Deutschland und Frankreich? Was zieht Bismarck vor: eine Erniedrigung Oesterreichs oder Rußlands? Wenn der vom Hauptmann Baron Kömelburg erschlagene 82jährige Raaber Bürger Hechtl 25 fl. Schmerzensgeld bekommen hat, wie viel hätte er bekommen, wenn er am Leben geblieben wäre? Wenn sich Fürst Gortschakoff die Feindschaft mit Bismarck zur Ehre anrechnet, wozu muß sich dann ein Staatsmann die Freundschaft mit Gortschakoff anrechnen?“

— Was ist die Kleiderschleppe auf der Straße? Ein Schalk beantwortet diese Frage folgendermaßen: 1.) Ein Schneiderversuch zur Menschenverlängerung in horizontaler Richtung; 2.) ein Staubbejen bei trodener Bitterung; 3.) ein Schuerrappen bei nassem Wetter; 4.) eine Speichlederlein; 5.) ein Fuhrtreter für Böswillige und Unvorsichtige; 6.) ein Krummbeinvorhang; 7.) eine Lungenvergisterin bei trockenem Wetter; 8.) ein Verdeckungsapparat für schmutzige und zerrissene Strümpfe und Schuhe.

Wie durch eine magische Kraft angezogen, blickte auch Chryssontine immer wieder zu dem schönen eleganten Offizier hin, dessen blizende Augen so schmachtend wurden, wenn er auf sie blickte, dessen befehlende Stimme so sanft klang, wenn er mit ihr redete, dessen rothe Lippen sich zu einem so verführerischen Lächeln verzogen, wenn er ihr für irgend eine Handreichung dankte. Einem oberflächlichen Beobachter mußte es scheinen, als ob von allen Besuchern Achmed Bey dem schönen Mädchen der gleichgiltigste sei: mit ihm sprach sie am wenigsten von allen, niemals reichte sie ihm die Hand, niemals machte sie einen Scherz mit ihm. Aber mich lehrte die Eifersucht tiefer schauen; die Sprache ihrer Augen sagte mir genug, und als ich einst bemerkt hatte, wie Chryssontine eine Rose, die sie an der Brust getragen, küßte und dann in Achmeds Nähe gleichsam achtlos zu Boden fallen ließ, worauf er sie mit schneller Bewegung aufhob und in seiner Uniform verbarg, da seufzte ich tief und sagte traurig: „Arme deutsche Rose, wie bald wirst du verwelken in den Händen des barbarischen Türken!“ Noch einige Wochen vergingen, da raufte sich eines Tages der alte Radonitsch verzweifelt das graue Haar und verfluchte den Tag seiner Geburt — Chryssontine war entflohen. Mit wem, wohin? Niemand wußte es. Ich beargwöhnte Achmed Rassim Bey und stellte ihn energisch zur Rede, aber er schwor mir beim

Grabe des Profeten, daß er über das Schicksal und den Aufenthaltsort des Mädchens nichts wisse, und dieser feierlichen Versicherung gegenüber mußte ich schweigen.

Wenige Tage später wurde ich in einer amtlichen Mission nach Egypten entsandt, mein Aufenthalt dort zog sich über Erwarten in die Länge, und als ich zurückkam und das Café Radonitsch aufsuchen wollte, da fand ich an dessen Stelle einen Schulden und niemand wußte mir Auskunft über das Schicksal der früheren Bewohner zu geben. Undurchdringliches Geheimnis schien über der ganzen Sache zu ruhen, bis mir eines Tages gemeldet wurde, der frühere Minister des Innern und jetzige Wali in K., Ibrahim Hamdi Pascha — Sie kennen ihn ja, er ist Achmed Rassims Vater — sei aus seinem Bilajet nach Konstantinopel gekommen und wünsche mich zu sprechen. Unverzüglich begab ich mich in seinen Konak. „Nuri Efendi,“ sagte mir der alte Pascha, „ich habe meine Stellung als Wali aufgegeben und mich in den Staatsrath versetzen lassen. Ich muß meinem Sohne nahe sein. Mein Riaja schreibt mir, daß Achmed Rassim Bey sich auf die schandvollste Weise betragen hat. Er hat eine Ungläubige, eine Franke von Religion und Geburt, ohne Vorwissen ihres Vaters entführt und lebt jetzt seit einem Jahre mit ihr in Pera, im fränkischen Viertel. Das väterliche Haus in Stam-

bul betritt er nicht mehr, Was soll ich machen? Sprich du mit ihm, dich wird er hören. Wenn er das Weib liebt und sie seiner würdig ist, so bin ich zum größten Opfer bereit: sie soll Muhammedanerin werden und ich will sie mit offenen Armen als meine Schwiegertochter in meinen Konak aufnehmen.“ Ohne Säumen trat ich jetzt mit Achmed Bey in Verbindung. Ich will Sie nicht mit der ausführlichen Beschreibung unserer Unterredungen langweilen, lieber Efendi, will Ihnen die über jede Schilderung heftigen Szenen nicht darstellen, die sich zwischen uns abspielten. Genug, mein ursprünglicher Verdacht war gerechtfertigt gewesen, Chryssontine befand sich in Achmeds Händen. Ich sah sie, schöner denn je, aber die Rosen auf ihren Wangen waren trauriger Blässe gewichen und in ihren schönen, sanften Augen spiegelten sich heimliche Thränen. Achmed Bey vernachlässigte sie: was war auch dem Türken das holde fränkische Weib? Eine Rose, zum Entblättern geschaffen, ein Spielzeug, das man wegwirft, wenn man seiner müde geworden! Die Angelegenheit wurde nach Ibrahim Paschas Willen geregelt; Chryssontine schwor ihren Glauben ab, nahm den türkischen Namen Heddiéh (das Geschenk) an und ward durch einen Imam mit Achmed zum ehelichen Bunde vereinigt. Dann zog sie ein in den finstern, alten Konak des Pascha, sie, die feingebildete Europäerin, unter

— Zwei Nihilistenführer verhaftet. In Odesa wurden, wie von dort dem Petersburger „Nowoje Wremja“ vom 15. d. geschrieben wird, am 11. d. zwei der wichtigsten Führer der südrussischen Nihilisten eruiert und verhaftet. Es sind dies der Edelmann Buschtschinski, gebürtiger Pole und gewesener kaiserlicher Beamter des Kiewer Gerichtshofes, und die Südin Blüwstein, genannt die Königin der Gesellschaft der „rothen Buben.“ Letztere steht im mittleren Alter, ist nach der neuesten Mode gekleidet und hat ein bezauberndes Aeußere. Bei den Verhafteten fand die Polizei eine Anzahl wichtiger Briefe, durch welche zahlreiche hochgestellte russische Personen compromittiert erscheinen.

Lokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Zur Entsumpfung des Laibacher Moores) geht der Grazer „Tagespost“ folgende Mittheilung zu: „Endlich scheint es mit der gründlichen Entsumpfung der ursprünglich über drei Quadratmeilen großen Moorfläche bei Laibach Ernst zu werden. Trotz Activierung eines eigenen Morastkulturanschusses, trotz des Morastentsumpfungsgesetzes konnte an die Urbarmachung der derzeit noch gegen eine Quadratmeile großen Morastfläche nicht gegangen werden, da die hierzu nothwendigen Mittel, wenn auch nicht fehlen, so doch nicht von den competenten Organen flüssig gemacht wurden. Endlich erfolgte eine Entscheidung des Ackerbauministeriums, wonach dem Morastkulturanschusse eine Summe von 9000 fl. (die Zinsen des bestehenden Morast-Entsumpfungsfondes) flüssig zu machen ist. Es wird daher sofort die Berufung von Experten erfolgen, und zwar des bestens renommirten Kulturtechnikers Salvini aus Mailand und des Zivilingenieurs Podhagsky aus Wien.“

— (Oeffentliche Tombola.) Für die öffentliche Tombola, welche der hiesige Erste allgemeine Kranken- und Versorgungsverein zum Besten seines Fonds Sonntag den 28. d. M. um 3 Uhr nachmittags am Congressplatz veranstaltet, wurden folgende Gewinne in Silbergeld festgesetzt: fünf Terti à 5 fl., vier Quaterni à 10 fl., drei Quinterni à 20 fl., die I. Tombola 100 fl., die II. Tombola 50 fl. Der Geldwerth sämtlicher Gewinne beträgt somit 275 fl. Karten zu diesem Spiele können schon jetzt zum Preise von 20 kr. per Stück in den Handlungen: Jg. v. Kleinmayr & Fedor Bamberg, Carl Ra-

ringer, C. S. Tidl, J. Rögger und J. Schläffer, sowie in sämtlichen Tabaktrafiken gekauft werden. Im Falle regnerischer Witterung findet die Tombola am nächsten vom Wetter begünstigten Sonntage statt.

— (Uebersetzung.) Infolge Anordnung des Unterrichtsministeriums wurde die Lehrerin Fräulein Bertha Heinriche von der Mädchenübungsschule zu Klagenfurt an die Uebungsschule der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt in Laibach versetzt.

— (Eine Universität in Laibach.) Die nationale Sehnsucht nach einer Universität für Laibach kann sich doch auf eine Art von historischen Präcedenzfall berufen. In der „Carniolia“ vom Jahre 1843 berichtet F. H. Vegat in seiner Chronik „Dertliches von Laibach“ zum 6. Nov. des Jahres 1810: „Statt des bisherigen Lyceums soll Laibach künftig eine vollständige Lehranstalt unter dem Titel „Centralschule von Illyrien“ besitzen, in welcher außer den bisherigen theologischen und philosophischen Studien auch alle Zweige der Medizin, der Chirurgie, der Apothekerkunst, der Rechtswissenschaft, der Bau-, Ingenieur- und Feldmestkunst gelehrt werden. Auch soll man aus allen diesen Fächern an dieser Centralschule den akademischen Grad erhalten können. — Wir bemerken jedoch, daß diese Anordnung, welche Laibach mit einer Universität beschenke, aus demselben Jahre stammt, in welchem Napoleon I. die Vereinigung von Krain, Görz, Triest, dem Villacher Kreis, Istrien, dem ungarischen Küstenlande, von Dalmazien und einem Theile Kroaziens zur Provinz Illyrien verfügt hatte. Was zu einer Zeit als politische Maßregel recht wol begreiflich war, in welcher Napoleon I. großen Werth darauf verlegen mußte, seine neuen Unterthanen von jedem Verkehr mit Oesterreich abzuhalten, muß natürlich heute von einem ganz andern Standpunkte aufgefaßt werden.

— (Pontebabahn.) Nach dem Vertrage, den die Staatsverwaltung bezüglich der Betriebsführung der Pontebabahn mit der Nordbahn geschlossen, soll letztere vier Wochen vor Eröffnung des Betriebes die Verständigung erhalten, damit die zu diesem Behufe nöthigen Vorkehrungen rechtzeitig getroffen werden können. Diese Verständigung ist bis zur Stunde noch nicht herabgelangt, dagegen ist vor einigen Tagen seitens der Regierung an die Nordbahn die Anfrage gerichtet worden, ob dieselbe nicht in einem kürzeren Zeitraume als vier Wochen nach der Verständigung den Betrieb zu er-

öffnen in der Lage sei. Die Nordbahn hat diese Anfrage bejahend beantwortet, und dies wird allgemein dahin aufgefaßt, daß in der kürzesten Zeit die Eröffnung der Pontebabahn erfolgen werde. Nach wie vor ist es jedoch ganz und gar ungewiß, ob gleichzeitig mit der Eröffnung der österreichischen Strecke auch der Anschluß an die italienische Linie erfolgen werde. — Was die Tarifverhandlungen zwischen der Nordbahn und der Südbahn anlangt, welche im Hinblick auf die Eröffnung der Pontebabahn geführt wurden, so ist nunmehr ein vollständiges Einverständnis zwischen beiden Verwaltungen erzielt worden, und haben auch die diesfälligen Abmachungen die Genehmigung der Regierung erhalten.

Witterung.

Laibach, 20. September.

Anhaltend trübe, schwüle Luft, schwacher Südwest. Wärme: morgens 7 Uhr + 16° 8', nachmittags 2 Uhr + 21° 5' C. (1878 + 20° 6'; 1877 + 16° 4' C.) Barometer 735-64 Millimeter. Das gestrige Tagesmittel der Wärme + 19° 0', um 5° 2' über dem Normale; der gestrige Niederschlag 0-40 Millimeter Regen.

Angekommene Fremde

am 19. September.

Hotel Stadt Wien. Engel, Hblsm., Malaga. — Weinberger und Just, Kiste, Wien.
Hotel Elefant. Pobjasi, Fabrikant, Graz. — Koblner, Besitzer, Lustthal. — Graf Barbo, Krojzenbach. — Albori, Großhändler, Triest. — Schalar, Zara.
Mahren. Dolenz, Holzhändler, Bischoflad. — Bratusch, Klagenfurt. — Koubitschek, Prag.
Kaiser von Oesterreich. Baglaruzi, Graz. — Spindler, Laibach.

Verstorbene.

Den 18. September. Der Antonia Jeric, Wäscherin, Florianigasse Nr. 38, ein Kind männlichen Geschlechtes, todt geboren.

Im Zivilspitale:

Den 17. September. Maria Seber, Inwohnerin, 75 J., Blutzersetzung.

Den 18. September. Franz Moravec, Arbeitersohn, 2 J. 6 Mon., Darmkatarrh. — Gotthard Koll, Spenglergehilfe, 28 Jahre, in Folge zufällig erlittener Verletzungen.

Den 19. September. Franz Mahovne, Arbeiter, 28 J., Wirbelsäulebruch.

einen Haufen roher, fanatischer, neidischer türkischer Weiber. In der Freiheit aufgewachsen, an stete Gesellschaft gewöhnt, lebte die Arme jetzt im vergitterten Harem, ihre einzige Erholung bildeten die Spaziergänge in dem von hohen Mauern umfriedelten Garten des Konaks. Theater, Konzerte, Lectüre, Musik — alles war todt und begraben für die arme Heddiéh, und wurde sie je einmal nach Pera mitgenommen von den andern Haremsdamen, so verhüllte man ihr das liebliche Gesicht mit dichten Schleiern und versteckte die zierliche Gestalt unter einem entstellenden Mantel. Von Achmed Bey sah die Unglückliche nur noch sehr wenig: oft betrat er tagelang nicht den Harem, und kam er einmal, so machten seine rohen Spässe mit den Sklavinnen und sein gemeines Benehmen der Frau die Gegenwart ihres Gemahls verhaßt. Ein einziger Lichtstrahl fiel in die Dede dieser traurigen Existenz: Heddiéh gab einem schönen Knaben das Leben, und der kleine Fuad wurde ihr einziger Trost, die Freude ihres Herzens. Um feinetwillen erduldete sie startmüthig die Kälte des Gemahls, die tausend Neckereien, Anfeindungen und Nadelstiche der türkischen Weiber, um feinetwillen war sie entschlossen, das freudlose Weggelieren im Gefängnisse des Harems zu ertragen. Doch das Kismet wollte es anders! Unverschleierte, im einfachen Hauskleide am Fenster sitzend, bemerkte Heddiéh eines Nachmittags einen ihrer kleinen Brüder, einen Knaben von vierzehn Jahren, wie er eilenden Schrittes unter den Fen-

stern des Konaks vorüberging. Das Herz der armen Frau klopfte über vor Zärtlichkeit und Liebe, die Macht der Erinnerung an die Vergangenheit übermannte sie; mit zitternder Hand ließ sie die Gitter des Fensters herunter, um dem kleinen Bruder einen Gruß zuzurufen. — Der Knabe sah seine Schwester nicht und schritt unbekümmert weiter, aber die Weiber des Harems hatten den Vorgang beobachtet. Wie wüthende Hyänen fielen sie über Heddiéh her, zertrasteten ihr Gesicht und Hände, schlugen sie blutig und sperren sie endlich in eine dunkle Kammer ein. Am Abend kam Achmed Bey nach Hause, im Harem ward ein großer Rath gehalten, endlich trat der schöne Major in das Gefängnis seiner Frau und kündigte ihr an, wegen erwiesener Conspiration mit einem Ungläubigen habe sie sofort sein Haus zu verlassen. Vergebens waren alle Aufklärungen, vergebens alle Bitten und Thränen; mit rohen Schimpfworten, mit Tritten und Stößen trieb man Heddiéh in düstige Kleidung auf die Straße. Die Nacht verbrachte das mißhandelte Weib auf der Thürschwelle ihres Gatten, immerfort nach ihrem Kinde jammernd, am Morgen trieben die Baptheis sie mit Gewalt aus dem türkischen Viertel hinaus.

Wie die unglückliche Renegatin ihren Vater und ihre Familie wiedergefunden hat, weiß ich nicht, genug, sie kehrte ins Vaterhaus zurück — um dort zu sterben. Monatlang lag sie im hitzigen Fieber, immerfort in den rührendsten Aus-

drücken nach ihrem Gatten und ihrem kleinen Sohne jammernd; endlich erbarmte sich ihrer der grimme Tod und erlöste sie von ihren Leiden. Die Türken wollten sie nicht begraben, weil sie in einem ungläubigen Hause gestorben, die Christen ebenso wenig, weil sie einstens zum Islam übergetreten — so haben denn vier Lastträger von der Straße sie zum Friedhofe getragen. Möge ihr die Erde leicht sein!

Inzwischen hat Achmed Rassim Bey, der schöne Major, der bevorzugte Adjutant des Sultans, sich mit Nessi Hanum, Abdullah Paschas reicher Tochter, verheiratet und lebt wiederum in goldenen Flitterwochen. Vor wenigen Wochen war ich in seinem Konak, um dem Staatsrath Ibrahim Pascha einen Besuch zu machen. Im Selamlik auf dem großblumigen Smyrnateppich spielte ein reizender Knabe mit goldenen Locken und blauen Augen: der kleine Fuad Bey, Heddiéh's Sohn. Ob er wol je von seiner unglücklichen Mutter hören wird, der blondlockige Knabe? Ob ihm nicht zuweilen im Traume die fränkische Frau mit den blauen Augen, den rothigen Wangen, dem blonden Haar als liebliches Engelsbild erscheinen wird? „Der Himmel behüte dich, kleiner Fuad!“ sagte ich beim Weggehen und streichelte das seidene Gelock des lieblichen Knaben. Und im Herzen fügte ich hinzu: „Möge das Schicksal dir günstiger sein, als es deiner armen Mutter war!“

